

SCHWERPUNKT

"Ihr sollt meine Satzungen und meine Vorschriften befolgen: durch sie wird der Mensch, der nach ihnen handelt, leben" (Lev 18,5)

Bedeutung und Hermeneutik der Bibel in der Kirche

Von Thomas Hieke

1 Das große Ziel: das Leben

Wozu dienen eigentlich „*Heilige Schriften*“? Warum wird der ganze Aufwand um Verkündigung und Auslegung uralter Texte getrieben? Zwei Stellungnahmen aus völlig verschiedenen Zeiten und Kontexten weisen auf einen gemeinsamen Nenner hin. Das Zweite Vatikanische Konzil hat in seiner Dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung „*Dei Verbum*“ (1965) im ersten Artikel Folgendes formuliert:

„Gottes Wort voll Ehrfurcht hörend und voll Zuversicht verkündigend, folgt die Heilige Synode den Worten des heiligen Johannes: ‚Wir künden euch das ewige Leben, das beim Vater war und uns erschien. Was wir gesehen und gehört haben, künden wir euch, damit auch ihr Gemeinschaft habt mit uns und unsere Gemeinschaft Gemeinschaft sei mit dem Vater und mit seinem Sohn Jesus Christus‘ (1 Joh 1,2–3). Darum will die Synode in Nachfolge des Trienter und des Ersten Vatikanischen Konzils die echte Lehre über die göttliche Offenbarung und deren Weitergabe vorlegen, damit die ganze Welt im Hören auf die Botschaft des Heiles glaubt, im Glauben hofft und in der Hoffnung liebt.“

Der letzte Teilsatz gibt das Ziel des ganzen Unternehmens an: Gottes Wort, das die Kirche „voll Ehrfurcht“ hört,

soll der ganzen Welt verkündet werden, denn es ist eine Botschaft des Heiles, die im Glauben zu Hoffnung und Liebe führt – anders ausgedrückt: Gottes Botschaft soll die Welt heilen und die Menschen zu einem gelingenden Leben bringen.

Fast zweieinhalb Jahrtausende vorher hatte ein Theologe in der kleinen Gemeinde von Jerusalem in der persischen Provinz Jehud (Judäa) ganz ähnliche Vorstellungen. Er will seine Leserschaft davon überzeugen, sich nicht der Lebensweise der Umgebung anzupassen, sondern allein die Gebote und Weisungen Gottes zu befolgen. Dazu kleidet er seine Ausführungen in eine direkte Rede Gottes in erster Person an Mose:

„Und ihr sollt meine Satzungen und meine Vorschriften befolgen: durch sie wird der Mensch, der nach ihnen handelt, leben. Ich bin der HERR“ (Lev 18,5).

Auch wenn diese Wendung vor einem Katalog von Inzestverboten steht, so darf angenommen werden, dass sich „*meine Satzungen und meine Vorschriften*“ auf alle Weisungen Gottes beziehen und der Vers damit einen Grundsatz ausdrückt: Gottes Vorschriften führen für die, die nach ihnen handeln, zum Leben – gemeint ist: zu einem gelingenden, erfüllten Leben.

Die göttliche Mitteilung an den Menschen („*Offenbarung*“) hat damit das große Ziel, dass das Leben der Menschen gelingt. Diese visionäre Programmatik sollte bei aller Diskussion um die Bedeutung der Heiligen Schrift und den Umgang mit ihr nicht aus den Augen verloren werden.

2 Der Schritt zur Schrift

Die „*Heilige Schrift*“ selbst reflektiert den keineswegs selbstverständlichen Prozess, wie es dazu kommt, dass Gottes Wort in von Menschen geschriebener Schrift

vorliegt. Es ist – in der Darstellung der biblischen Schriftsteller – Gott selbst, der es den Israeliten „*schriftlich*“ gibt:

„*Der HERR sprach zu Mose: Komm herauf zu mir auf den Berg und bleib hier! Ich will dir die Steintafeln übergeben, die Weisung und die Gebote, die ich aufgeschrieben habe. Du sollst das Volk darin unterweisen*“ (Ex 24,12; s. auch Ex 31,18; 32,15–16; Dtn 4,13; 5,22; 9,9–11).

Mose hat diese Tafeln mit der Gottesschrift angesichts des Glaubensabfalls der Israeliten (Verehrung des Goldenen Kalbs) zerbrochen. Die zweiten Tafeln nach der Vergebung Gottes und der Bundeserneuerung werden in Ex 34,27–29 beschriftet – ob dies Gott selbst oder Mose tut, bleibt hier offen. In Dtn 10,4 erzählt Mose, dass der HERR auch die zweiten Tafeln selbst mit den „*Zehn Worten*“ (Dekalog, Zehn Gebote) beschrieben habe. Diese zweiten Tafeln werden als Bundesurkunde in die Bundeslade gelegt und später im Tempel deponiert. Im Zuge der babylonischen Eroberung und der Tempelzerstörung (586 v. Chr.) gehen Lade und Tafeln verloren. Im Zweiten Tempel gibt es diese Gegenstände nicht mehr.

Merkwürdig ist, dass Mose bei der Verkündigung der Zehn Gebote, des Dekalogs, dem Inhalt der Tafeln, diese nicht vorliest, sondern auswendig vorträgt (Dtn 5). Dennoch ist die Idee, dass Gott selbst sein eigenes Wort aufschreibt, grundlegend für das Konzept „*Heilige Schrift*“. Die „*Zehn*



Patrice Léon, *Moses empfängt die Gesetzestafeln auf dem Berge Sinai*

Worte“ gelten als von Gott selbst geschrieben; die übrige Tora hat – so die Tradition – Mose aufgeschrieben und den Priestern und den Ältesten Israels gegeben (Dtn 31,9,24, s. auch Ex 24,4; 34,27). Das Geschriebene hat viele Vorteile: Der flüchtige Augenblick der Rede wird festgehalten, das Wichtige kann nachgelesen werden; Gott selbst bleibt in seinem Wort gegenwärtig, sobald das Geschriebene vortragen wird (s. Neh 8,9). Aber die Schrift hat einen erheblichen Nachteil, den jeder Mensch aus der Alltagserfahrung kennt: Ein geschriebener

Text bedarf der Auslegung, der Interpretation und Deutung. Der Sprecher (der Autor) ist nicht mehr leibhaftig anwesend, so dass man ihn fragen könnte; es bleibt nur das geschriebene Wort – das freilich ist schon sehr viel!

3 Von der Schrift zur Heiligen Schrift

Gott verheißt dem Nachfolger des Mose, Josua, umfassenden Erfolg, wenn er sich nur an die Weisung des Mose hält und Tag und Nacht über das Buch dieser Weisung nachsinnt (Jos 1,7–8). Die Tora Gottes, verschriftet im Buch des Mose, ist der Schlüssel zum Erfolg und zum Gelingen des Lebens. Dieses Ideal gilt es zu verkünden, es geht nicht um einen historischen Bericht. Um dieses Konzept noch stärker abzusichern, muss festgelegt werden, dass zum Bestand dieser „*Tora*“ weder etwas hinzugefügt noch etwas weggelassen werden darf. Zwei Mal findet sich die so genannte „*Kanonformel*“ oder besser „*Textsicherungsformel*“ im Buch Deuteronomium (Dtn 4,2; 13,1):

„*Und nun, Israel, höre die Gesetze und Rechtsvorschriften, die ich euch zu halten lehre. Hört und ihr werdet leben, ihr werdet in das Land, das der HERR, der Gott eurer Väter, euch gibt, hineinziehen und es in Besitz nehmen. Ihr sollt dem Wortlaut dessen, worauf ich euch verpflichte, nichts hinzufügen und nichts davon wegnehmen; ihr sollt auf die Gebote des HERRN, eures Gottes, achten, auf die ich euch verpflichte*“ (Dtn 4,1–2).

Nichts hinzufügen, nichts weglassen – damit ist der Textbestand gesichert; hinzu kommt die Verheißung, dass das Befolgen dieser „Gesetze und Rechtsvorschriften“ (wie schon in Lev 18,5) zum „Leben“ führt. Dabei betont Dtn 30,11: *„Dieses Gebot, auf das ich dich heute verpflichte, geht nicht über deine Kraft und ist nicht fern von dir.“* Vielmehr gilt: *„Das Wort ist ganz nah bei dir, es ist in deinem Mund und in deinem Herzen, du kannst es halten“* (Dtn 30,14).

Dies ist die Grundidee von „*Heiliger Schrift*“, wie sie im Frühjudentum entwickelt wurde. In einem „kanonischen“ (maßgeblichen) Textkorpus sind Gottes Wille und Weisung zugänglich. Die Tora, die Prophetenbücher und die übrigen Schriften werden zum zentralen Bezugspunkt für die religiöse, soziale und politische Identität derjenigen Gemeinschaft, die später „*Judentum*“ genannt wird.

So nimmt es kein Wunder, dass die Schrift, mittlerweile „*Heilige Schrift*“, zum ersten Anlauf- und Ausgangspunkt der frühen Christen wird, um das Geschehen mit Jesus von Nazaret, der Christus (der Gesalbte, der Messias) genannt wird, zu erzählen und dabei zu deuten. Die Schriften des später so genannten „*Neuen Testaments*“ – von den Paulusbriefen bis zur Offenbarung des Johannes – sehen es als eine ihrer zentralen Aufgaben an, Jesus und seine Botschaft, sein Leiden, Sterben und Auferstehen als „*schriftgemäß*“ darzustellen. So schreibt Paulus im ersten Korintherbrief:

„Denn vor allem habe ich euch überliefert, was auch ich empfangen habe: Christus ist für unsere Sünden gestorben, gemäß der Schrift, und ist begraben worden. Er ist am dritten Tag auferweckt worden, gemäß der Schrift, und erschien dem Kephas, dann den Zwölf“ (1 Kor 15,3–5).

Selbst wenn sich für diese Daten eben gerade keine expliziten „*Schrift-Stellen*“ angeben lassen, so ist dem in der Schrift bewanderten Paulus klar: Die zentralen Punkte seines Evangeliums von Jesus, dem Christus, müssen „*gemäß der Schrift*“ sein. Der Gott Jesu Christi ist kein anderer Gott als der, der zuerst Israel seinen Willen und seine Weisung in der „*Heiligen Schrift*“, insbesondere in der Tora, mitgeteilt hat. Dass dieser Gott nun in Jesus von Nazaret Mensch geworden ist und damit seine Selbstmitteilung vom „*Wort*“ zum „*Fleisch*“ geworden ist (Joh 1,14), kann nicht gegen, sondern nur in Übereinstimmung mit den bisherigen Worten Gottes, die die „*Heilige Schrift*“

mitteilt, geschehen sein. Gerade auch die so genannten „*Kindheitsgeschichten*“ der Evangelien des Matthäus und Lukas betonen diese Kontinuität „*von Anfang an*“. Die Genealogie Jesu in Mt 1 gliedert Jesus in die gesamte Geschichte Israels von Abraham an ein; wichtige Wegstationen wie die Geburt in Betlehem (Mt 2,5; Mi 5,1,3) und die Rückkehr aus Ägypten (Mt 2,15; Hos 11,1) werden mit Worten aus den Propheten als „*erfüllt*“ gekennzeichnet („*denn es sollte sich erfüllen ...*“). Lk 1 enthält zwei theologische Gebete, die voll von Bezugnahmen auf die Schrift sind (Magnifikat und Benediktus); auch die Erzählungen sind durchsetzt von Schriftbezügen. Bei der Passion wiederum sind es die Psalmen, die den Evangelisten helfen, das unbeschreibliche Geschehen in Worte zu fassen; auch die Sterbeworte Jesu sind Psalmverse. Die Offenbarung des Johannes als späteste Schrift des Neuen Testaments atmet die Schrift durch und durch: Was Johannes auf Patmos sieht, entspricht dem, was die Propheten Jesaja und Ezechiel sowie der alttestamentliche Apokalyptiker Daniel vorher schon sahen. Aus ihren Schriften schöpft der Seher sein Bildmaterial und tröstet seine schriftkundigen Adressaten: Es ist nicht erfunden, es ist in der Schrift! Das aber wiederum heißt: Es ist wahr!

4 Die Frage der Normativität und die Notwendigkeit der Auslegung

Die zahlreichen Bezugnahmen des Neuen Testaments auf das Alte zeigen, dass die ersten Christen wie ihre Nachbarn jüdischen Glaubens die Heilige Schrift (die später erst „*Altes Testament*“ genannt wird) als „*Gottes Wort*“ angesehen haben: die Weisung schlechthin, von unbedingtem Anspruch, „*autoritativ*“ und „*normativ*“. Ihr ist unter allen Umständen zu folgen, und die Verheißung von Lev 18,5 gilt: Durch sie wird der Mensch, der nach ihr handelt, leben¹. Soweit gilt die Theorie – in der Praxis zeigt sich jedoch der schon erwähnte „*Nachteil*“ des Mediums „*Schrift*“ oder „*Text*“: Es geht nicht ohne Interpretation.

Das merkt Paulus sehr bald: Er verkündet Jesus, den Christus, der – gemäß der Schrift! – gestorben und auferstanden ist. Seine Adressaten sind nach ersten Versuchen in den Synagogen nicht mehr die Juden, sondern alle Menschen aus allen Nationen. Ihnen verkündet er die Frohe Botschaft von Jesus Christus – und sie können durch die Taufe Christen werden, *ohne* vorher durch die Beschneidung ins Judentum aufgenommen zu werden. Hat damit Paulus



Torarolle

seine Heilige Schrift, also das, was wir später „Altes Testament“ nennen, aufgegeben? „Das sei ferne!“, so antwortet Paulus (Röm 3,31). Aber was ist dann mit dem Gebot der Beschneidung des männlichen Kindes am achten Tag (Gen 17,10–12; Lev 12,3)? In langen Argumentationen, v.a. im Römerbrief, entfaltet Paulus die christliche Lehre, dass die „Heilige Schrift“ (das „Alte Testament“) gilt, insbesondere in ihren Verheißungen, auch wenn etwa das Gebot der Beschneidung für diejenigen, die sich zu Christus bekennen wollen, nicht mehr „dem Fleische nach“ anzuwenden ist. Paulus *interpretiert* seine Heilige Schrift.

Sind es dann also die Juden, die bis heute „das Gesetz“ wortwörtlich und buchstabengetreu erfüllen? Was die Beschneidung angeht, ja, denn dieses Zeichen wurde zu einem Identitätsmerkmal des Judentums (gerade auch in Abgrenzung vom Christentum). Das Judentum hat im Jahre 70 n. Chr. sein zentrales und einziges Heiligtum in Jerusalem verloren. Die Römer haben unter dem Feldherrn und späteren Kaiser Titus Stadt und Tempel in Schutt und Asche gelegt. Von da ab sind viele Vorschriften der Tora, z.B. das tägliche Opfer (Tamid; Num 28,3–4) oder der Blutritus am Großen Versöhnungstag (Jom Kippur; Lev 16) nicht mehr durchführbar. Sind damit diese Gebote der Heiligen Schrift und damit das Judentum hinfällig? „Das sei ferne!“ Schon vorher, in der Diasporasituation fern von Jerusalem haben Juden Wege entwickelt, die Heilige Schrift zu lesen und zu studieren, als gültig anzusehen, auch wenn sie

diejenigen Dinge, die an das Heiligtum gebunden sind, nicht ausführen können. So „überlebt“ das Judentum und bleibt trotz der Sehnsucht nach Jerusalem eine vitale Religionsgemeinschaft bis heute. Möglich ist das nur durch *Interpretation*, Auslegung der Heiligen Schrift. Auslegung aber ist immer „Auslegungssache“, Ansichtssache, man kann darüber streiten. Die jüdische Kommentarliteratur zur Tora (u.a. Mischna und Talmud) ist voll davon – und im Christentum entwickelt sich ebenfalls eine umfangreiche Sammlung von kommentierenden Schriften.

Die Schriftauslegung ist notwendig, um die Schrift als „gültig“ (und eben nicht veraltet) erweisen zu können! Im Zuge dessen entwickelt sich im Judentum schon weit vor 70 n. Chr. die Idee vom „mehrfachen Schriftsinn“: Der Text der Bibel hat nicht nur eine Bedeutung, einen Sinn, sondern mehrere Sinndimensionen. Insbesondere der jüdische Religionsphilosoph Philo von Alexandria (ca. 15/10 v. Chr. bis 40/50 n. Chr.) hat in Anlehnung an die Auslegung der Homer-Texte seiner griechischen Zeitgenossen Methoden entwickelt, in den biblischen Erzählungen und Weisungen tiefere Sinndimensionen zu finden. Die ersten Christen, die das Leben, Sterben und Auferstehen Jesu Christi im Lichte der Heiligen Schrift gedeutet haben, fanden in den alten Prophetenschriften und den Weisungen der Tora Hinweise auf ihre neue Gotteserfahrung. Die Aussage „die junge Frau wird ein Kind empfangen“ in Jes 7,14 war ursprünglich als prophetisches Zeichen gedacht, dass die aktuelle politische Notlage im 8. Jh. v. Chr. nicht mehr lange andauern wird. Doch schon die jüdische Übersetzung des hebräischen Prophetentextes ins Griechische hat darin eine Hoffnung auf den Messias gesehen, der von einer „Jungfrau“ geboren wird. Jungfrauengeburt kannten die griechisch sprechenden Juden und Bibelübersetzer, die in Alexandria wirkten, aus ihrer ägyptischen Umwelt und deren Königmythen. Matthäus, der christliche Evangelist, greift diese Deutung auf und sieht die alte Verheißung in der Menschwerdung Jesu in Maria, der „Jungfrau“, erfüllt (Mt 1,22–23). Für solche „Transformationen“ oder „Interpretationen“ oder „Aktualisierungen“ der alten Texte gibt es unzählige Beispiele. Die Kirchenväter legen nicht nur die neutestamentlichen Schriften über Jesus aus, sondern auch das „Alte Testament“, das „schon immer“, offiziell aber ab dem 2. Jh. n. Chr. zur „Heiligen Schrift“ der Christen dazugehört. Sie versuchen, mit der Schrift und ihrem tiefen Glauben Hilfen zu geben, nach Gottes Willen und Weisung zu handeln, um dadurch – wieder Lev 18,5! – ein gelin-

gendes Leben zu finden. Ähnlich verläuft die Entwicklung im Judentum. In beiden Religionen sagt dabei die „*Heilige Schrift*“ nie nur das, was nach dem Buchstaben dasteht – die alten Texte haben mehrere Sinndimensionen. Ihnen spüren die Ausleger immer wieder nach.

5 Die Geschichtlichkeit der Heiligen Schrift

Manche kühne Interpretationen gingen fehl, weil sie sich zu weit vom eigentlichen Text entfernt haben. Daher mahnten jüdische und christliche Exegeten in regelmäßigen Abständen an, vor lauter Spekulation über „*tieferen Sinne*“ den „*Wortsinn*“ des Geschriebenen nicht aus den Augen zu verlieren. Mit dem Beginn der Neuzeit entdeckte die Geisteswelt die Reflexion über die Geschichtlichkeit der menschlichen Existenz, und man fragte mehr und mehr nach dem, „*wie es wirklich war*“. Schon immer ging man zwar davon aus, dass das „*Wort Gottes*“ in der Heiligen Schrift von Menschen und in menschlicher Sprache niedergeschrieben wurde, doch nun rückten der menschliche Autor und die genaue historische Entstehung der Schriften in den Vordergrund. Gab es schon im Mittelalter erste Zweifel daran, dass der historische Mose die Tora geschrieben hat, so mehren sich nun die Hinweise darauf, dass die Texte erst viel später entstanden sind. Man untersucht die Texte der Bibel mit kritischem Blick und auf der Suche nach Spuren ihrer Entstehung – die „*historisch-kritische Methode*“ war geboren. Große Anstrengungen wurden von da an (und werden bis heute) darauf verwendet, das Werden der Texte zu rekonstruieren: von ihren mündlichen und schriftlichen Vorstufen, ihren Sammlungen und Redaktionen über die Entstehung einzelner Bücher und Buchgruppen bis hin zum abgeschlossenen Korpus „*Heiliger Schriften*“, dem nichts mehr hinzugefügt und von dem nichts weggenommen werden darf. Das Wertvolle an dieser Fragerichtung ist die Einsicht, dass die Heilige Schrift kein vom Himmel gefallenes Buch ist, dessen Weisungen buchstäblich und ohne Nachdenken erfüllt werden müssen. Vielmehr hat sich Gott in seiner Offenbarung an die Geschichte gebunden, ist geschichtlich wirksam geworden, in den Erzählern, den Propheten und Prophetinnen, den Priestern und schließlich in den Aposteln und Evangelisten Jesu Christi, in seinen Nachfolgerinnen und Nachfolgern. Die heiligen Schriften, verfasst von Menschen, die vom Heiligen Geist getrieben waren (2 Petr 1,21), begleiteten diesen Prozess: Sie wurden geschrieben, um Wichtiges festzuhalten und der glaubenden Gemeinschaft Identität zu geben – und umge-

kehrt bezogen die Schriften ihre Heiligkeit, Gültigkeit und Normativität daraus, dass die glaubende Gemeinschaft in ihnen Gottes Wort entdeckte und ihre Identität fand. Das funktioniert bis heute, aber immer nur durch Auslegung.

6 Umgang mit der Schrift in der Kirche

Anfangs tat sich die Katholische Kirche mit der historisch-kritischen Methode schwer: Zu sehr sah man in der Bibel einen Tresor, der „*ewige Wahrheiten*“ (wie tote Goldbarren) aufspeicherte und bei Bedarf sowie in beliebig zurechtgeschnittenen Stücken („*dicta probantia*“) als untrüglicher Beweis für viele verschiedene Lehrsätze herangezogen werden konnte. Die historische Kritik stellte diese Sichtweise mit Recht in Frage, und es bedurfte in der Katholischen Kirche eines langen Diskurses bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil, im Zuge dessen ein neues Verständnis von „*Gottes Offenbarung*“ erreicht wurde. Die Heilige Schrift wird nun nicht mehr als irrtumslose Quelle göttlicher Instruktionen für das menschliche Leben angesehen, sondern als Zeugnis für die heilvolle Zuwendung Gottes zu den Menschen zu verschiedenen Zeiten in der Geschichte. Der Schöpfer, der die Welt „*sehr gut*“ geschaffen hatte, gibt sich immer wieder und auf verschiedene Weisen in seine Schöpfung hinein, so dass Menschen verschiedenfältige Erfahrungen und Begegnungen mit Gott machen. Davon legen sie Zeugnis ab, so dass das Geschriebene Gottes Wort in Menschenwort ist. Die eingangs zitierte Offenbarungskonstitution „*Dei Verbum*“ (DV) sagt, dass damit die Heilige Schrift zwei Autoren hat. DV 12 erteilt den Schriftauslegern die Aufgabe, sorgfältig zu erforschen, „*was die heiligen Schriftsteller wirklich zu sagen beabsichtigten und was Gott mit ihren Worten kundtun wollte*“. Beides, durch ein einfaches „*und*“ (et) aneinandergereiht, ist nicht (immer) dasselbe. Um den „*heiligen Schriftstellern*“, also den menschlichen, den historischen Autoren der Bibel auf die Spur zu kommen, sind historische und literaturwissenschaftliche Analysemethoden erforderlich. Doch die Suche muss über die Entstehungsgeschichte und die historische Aussageabsicht hinausgehen: Weitere Untersuchungsmethoden fragen nach tieferen Sinndimensionen, durch die der antike Text trotz seiner historischen Zeitgebundenheit auch in die heutige Welt hineinsprechen kann. Solche Methoden sind etwa die Frage nach dem Ort und der Funktion der auszulegenden Stelle im Gesamtzusammenhang der biblischen Überlieferung sowie die intertextuelle Vernetzung mit anderen

Schriftstellen, die der historische Autor gar nicht kennen konnte („*Kanonische Exegese*“, „*Biblische Auslegung*“). Ein Beispiel dafür ist die Interpretation von Psalmen im Blick auf ihren Ort im Psalter, auf ihre Nachbarsalmen usw.: Der einzelne Psalmendichter kannte diese anderen Texte sehr wahrscheinlich nicht, aber durch die Zusammenstellung in Teilsammlungen und im gesamten Psalter ergeben sich durch die Kontexte neue Sinndimensionen. Die Grenzen der Interpretation sind zum einen durch den Gesamtkontext gesteckt: Eine Interpretation einer Stelle muss sich daran prüfen lassen, ob sie nicht durch Bezüge zu anderen Passagen in der Nachbarschaft oder durch gemeinsame Wendungen und Motive vernetzte Bereiche „*relativiert*“ wird. Zum anderen ist eine Interpretation immer ein Lesevorschlag an eine Auslegungsgemeinschaft, sei es eine Gemeinde oder die ganze Kirche oder die „*scholarly community*“ der Bibelwissenschaft: Im gemeinsamen Gespräch wird sich zeigen, ob eine Auslegung wirklich trägt und als „*Gottes Botschaft*“ aus dem Text der Vergangenheit in der Gegenwart der heute die Bibel Lesenden und Hörenden ankommt. Nur so wird etwa aus der „*Lesung aus dem Buch Amos*“ tatsächlich das „*Wort des lebendigen Gottes*“, um eine berechtigte liturgische Formulierung aufzugreifen.

Es ist würdig und recht, dass die Kirche in der Liturgie dem Wort Gottes eine gebührende Verehrung zukommen lässt, und der Vortrag der Schriftlesungen ist sorgfältig vorzubereiten. Die anschließende Predigt hat dann die schwierige Aufgabe des Brückenbaus zwischen dem gehörten Text aus der Vergangenheit („*In jener Zeit*“) und der heutigen Lebenswelt. Der monologische Charakter der Predigt stößt da an Grenzen; es bedarf weiterer, dialogischer Formen des Umgangs mit der Heiligen Schrift in unseren Gemeinden und Gruppen. Es gilt, das gewandelte Offenbarungsverständnis des Konzils aufzugreifen: Alle interessierten Christinnen und Christen müssen die Gelegenheit erhalten, das „*Wort des lebendigen Gottes*“ als an sie selbst gerichtet zu erfahren. Neben der professionellen Information über die historischen Hintergründe und die literarischen Vernetzungen bedarf es des gemeinsamen Austausches und der Verständigung über die Deutung der aus der Heiligen Schrift gehörten und gelesenen Worte. Dann wird die Auslegungsgemeinschaft gemeinsam entdecken, welcher ethische Anspruch und welche normative Kraft in der Botschaft Gottes steckt: Man wird gemeinsam erkennen, was im Sinne Gottes getan werden muss, wie zu handeln ist und das Leben zu gestalten ist.

7 Resümee

Das am Anfang genannte „*große Ziel*“ gibt die Orientierung vor: Die Weisungen Gottes, auf vielfältige Weise von Menschen niedergeschrieben in der „*Heiligen Schrift*“, sind sämtlich dazu da, dass der Mensch, der danach handelt, das Leben hat (Lev 18,5). Davon wird auch nicht der kleinste Buchstabe vergehen, wie Jesus in der Bergpredigt sagt (Mt 5,17): Diesen Anspruch zu erfüllen, ist Jesus gekommen, und nicht, um irgendetwas davon abzuschaffen. Am „*Leben*“ aber muss sich damit jede Auslegung messen lassen: Trägt sie zu einem gelingenden Leben, zu einem „*Leben in Fülle*“ bei? Überwindet die vorgetragene Auslegung Angst, Unfreiheit, Engstirnigkeit, Unsicherheit? Die Verkündigung des Wortes Gottes aus der Heiligen Schrift in der Kirche soll schließlich dazu führen, dass „*die ganze Welt im Hören auf die Botschaft des Heiles glaubt, im Glauben hofft und in der Hoffnung liebt*“ (DV 1).

Literatur

- Christoph Dohmen-Günter Stemberger, *Hermeneutik der Jüdischen Bibel und des Alten Testaments*, Stuttgart – Berlin – Köln 1996.
- Päpstliche Bibelkommission (Hg.), *Die Interpretation der Bibel in der Kirche* (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 115), Bonn 1993 (2. Aufl. 1996).
- Zweites Vatikanisches Konzil, Dogmatische Konstitution über die göttliche Offenbarung *Dei Verbum*, in: *Lexikon für Theologie und Kirche* (2. Auflage), Das Zweite Vatikanische Konzil. Dokumente und Kommentare, Teil II, Freiburg/Br. – Basel – Wien 1967, 497-583.

Anmerkungen

- 1 Wenn Paulus in Röm 7,10; 10,5 und Gal 3,12 auf Lev 18,5 kritisch eingeht, möchte er ein Missverständnis korrigieren: Die Verheißung, dass der Mensch durch das Befolgen der Weisung Gottes „leben“ wird, bedeutet nicht, dass er dadurch einen Rechtsanspruch vor Gott erheben oder gar sich selbst rechtfertigen (gerecht sprechen) könnte.



Prof. Dr. Thomas Hieke lehrt
Altes Testament an der
Katholisch-Theologischen
Fakultät der
Johannes Gutenberg-
Universität Mainz.